

Stefanie Baumm

DER TOD
WARTET NICHT

Kriminalroman

DROEMER

Jede vermeintliche Ähnlichkeit der Orte oder der Figuren des Buches
mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

Es war dem Verlag leider nicht möglich, sämtliche Quellen zu ermitteln.
Eventuelle Rechteinhaber wenden sich bitte an den Verlag.

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie sind
PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knauer.de**



Copyright © 2007 by Stefanie Baumm
Copyright © 2008 by Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Fotomontage mit Bildern von Werner Sperl
und Laif Bildagentur
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-19776-9

Für Joachim Baumm

*»Einen Menschen lieben heißt einzuwilligen,
mit ihm alt zu werden.«*

Albert Camus

*Ich hab Verderben beschworen,
dort, wo ich am meisten geliebt.
O weh mir, dem Tod erkoren
ist der, den besungen mein Lied.
Wie Raben im Himmelsraum kreisen,
die blutige Wunden geahnt,
hat Liebe mit jubelnden Weisen
die Wege dem Tode gebahnt.*

*Mit dir – welche Süße, welch Flammen.
So nah wie mein Herz bist du mir.
Wir legen die Hände zusammen.
Dann flehe ich: Fliehe von hier.
Dass nicht, wo er ist, ich erfahre,
ruf, Muse, ihn nie im Gedicht!
Dass stumm ich vorm Tod ihn bewahre,
erfahr' meine Liebe er nicht.*

Anna Achmatowa

Als er in sein Büro kam, klingelte sein Telefon.
Es war Sabine. Sie wollte diesmal kein Geld und sich auch nicht über Rike beklagen. Sie wollte ihn treffen. Ihr Anliegen traf ihn so unerwartet, dass er einen Termin mit ihr ausmachte. Erst hinterher fragte er sich, ob *er* es überhaupt wollte.

Von seiner Schreibtischunterlage aus blickte ihn Wladimir Olgow an. Kalte blaue Augen begegneten den seinen. Ein abschätzender, vorsichtiger Blick.

Harms kam herein. Mit zwei Bechern Kaffee.

Stahl nahm die Fotografie und stellte sie an seinen Monitor.

»Der Obduktionsbericht ist fertig.«

Stahl sah auf.

»Und?«

»Müller hat ihn per Mail geschickt. Ich hab ihn gerade auf dem Flur getroffen.«

Stahl schob Olgows Bild beiseite, griff nach seiner Maus und öffnete sein E-Mail-Programm. »Was treibt Müller aus dem Keller seiner Rechtsmedizin?«

Harms grinste und stellte den Kaffee vor Stahl auf den Tisch.

»Du bist wahrscheinlich der Einzige, der es noch nicht mitgekriegt hat. Er ist schwer in Baumann verknallt.«

Müller. Baumann.

Stahl schüttelte den Kopf, während er die Mail abrief.

»Ist Baumann auch schwul?«

Harms zuckte die Schultern. »Hast du ihn schon mal mit einer Frau gesehen?«

Hatte er? Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht. Irgendwie war es ihm auch egal. »Baumann ist doch mit seinem Fitnessstudio verheiratet.«

Harms nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Anscheinend ja wohl nicht ausschließlich.«

Der Obduktionsbericht umfasste zwanzig Seiten und enthielt keine Informationen, die sie nicht schon kannten.

Stahl drückte auf Drucken. Nahm seinen Kaffee und lehnte sich zurück. Statt an Olgow dachte er an Vivian Marquardt.

Elena Sidorowas Hände zitterten, während sie Blatt für Blatt die Motive durchsah, die die Mitarbeiterin des Kupferstichkabinetts ihr vorlegte. So sehr, dass Constanze von Uhlen den Blick abwenden musste. Es schmerzte sie, Elena so zu sehen. Die junge Russin hatte sich in den vergangenen Wochen verändert. Sie war dünn geworden, blass und – schweigsam. Und entsprach so gar nicht mehr der temperamentvollen und lebenslustigen Frau, die sie vor sechs Monaten kennengelernt hatte. Für einen Moment fragte sich Constanze, ob Elena überhaupt sah, was vor ihr lag. Sie wirkte so unkonzentriert, so –

»Ich kann noch ein paar weitere Städteansichten holen, wenn Sie möchten.« Die Stimme der Frau, die sie bediente, war gedämpft. So, wie das Licht und die ganze Stimmung zwischen den großen Ausziehschränken, die gefüllt waren mit Kostbarkeiten aus Papier und Pergament. Nicht einmal der Verkehrslärm der Hamburger Poststraße erreichte sie hier. Constanze begegnete dem Blick der Frau, die sie über ihre Lesebrille hinweg ansah. Eine freundliche Dame mittleren Alters, der der leicht verstaubte Charme einer gewissenhaften Bibliothekarin anhaftete.

»Nein«, erwiderte sie, bevor Elena etwas sagen konnte. »Ich glaube, wir müssen noch einmal wiederkommen. So ganz entspricht das doch nicht dem, was wir uns vorgestellt haben.«

Die Frau nickte flüchtig. Verstehend.

Elena sah erleichtert auf.

»Komm«, sagte Constanze. »Wir gehen Kaffee trinken. Den Stich kannst du immer noch aussuchen. Es ist ja noch Zeit.«

Sie fanden einen Tisch in einem Café in den Alsterarkaden. Der Wind fegte über den Fleet jenseits der großen Fenster, warf kleine Wellen in dem grauen Wasser auf und ließ die weißen Möwen vor den alten Kaufmannshäusern auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals in der Luft tanzen.

Elena sah das alles nicht. Ebenso wenig wie sie die Stiche gesehen hatte. Sie blickte auf ihre sorgsam manikürten Finger.

»Was ist passiert?«, fragte Constanze.

Elena antwortete nicht, aber die Muskeln in ihrem Gesicht arbeiteten. Schließlich sah sie auf. Sie war eine temperamentvolle Frau. Große, schwarzgeränderte Augen, langes, dunkles Haar, das sie zu einem weichen Knoten aufgesteckt trug. Ein sinnliches Gesicht. Eine Frau, fast wie aus einem anderen Jahrhundert. Constanze musste immer an Anna Karenina denken, wenn sie sie ansah. Neben ihr fühlte sie sich unspektakulär. Kühl und sachlich.

»Glaubst du«, sagte Elena jetzt, die Stimme geprägt von ihrem starken Akzent, »glaubst du, dass du es spürst, wenn ein Mensch stirbt, der dir nahesteht?«

Constanze ahnte die Verzweiflung hinter diesen Worten. »Was ist passiert, Elena?«

Elena schüttelte nur den Kopf, und für einen flüchtigen Moment sah Constanze sie wieder vor sich, wie sie sie an jenem Tag gesehen hatte, als Erik sie einander vorgestellt hatte. Gehüllt in einen Pelz gegen die feuchte Kälte Hamburgs, ein offenes Lächeln im Gesicht, das voll und gesund aussah, fast ein bisschen üppig. Ganz anders als jetzt.

»Ist etwas mit Nikolai?«

Elena presste die Lippen aufeinander. Sah weg, hinaus auf das graue Wasser im Fleet. Doch Constanze hatte die Tränen in ihren Augen dennoch bemerkt. Die Angst.

Sie warf einen Blick in die Runde. Es waren nur wenige Gäste in dem Café. Zwei Tische weiter saß ein Mann, halb hinter einer Zeitung verborgen, dahinter zwei ältere Damen, in ein angeregtes Gespräch vertieft.

Sie stand auf, setzte sich neben Elena und nahm ihre Hand in die ihre.

»Gefällt es Nikolai nicht im Internat?«

Elena sah sie nicht an. »Er ist nicht im Internat«, flüsterte sie mit zitternder Stimme, und ihre Finger schlossen sich um Constanzes. »Er ... er ist ...« Eine Träne löste sich, rollte über ihre Wange.

Ein kalter Hauch streifte Constanze.

Glaubst du, dass du es spürst, wenn ein Mensch stirbt, der dir nahesteht?

Was war mit Nikolai?

»Elena ... was ist passiert?«

Endlich sah sie zu ihr.

So große dunkle Augen. So voller Schmerz.

Einen Atemzug lang dachte Constanze, hoffte, aber –

»Nichts, Constanze. Nichts ist passiert«, erwiderte Elena nur, ihr Blick plötzlich undurchdringlich. Sie ließ ihre Hand los und griff nach ihrer Handtasche. »Es tut mir leid, aber ich muss nach Hause.«

Elenas Stimmungsumschwung kam so abrupt, so unerwartet, dass Constanze nicht einmal mehr etwas sagen konnte. Sie nickte nur und sah zu, wie Elena ihren Mantel nahm, hinaus-eilte, ohne sich noch einmal umzuschauen, getrieben beinahe, den feinen braunen Pelz über dem Arm. Eine dunkle Strähne hatte sich aus dem Knoten in ihrem Nacken gelöst und fiel über den hellen Stoff ihrer Bluse. Und dann war sie fort. Die Tür schwang noch einmal hin und her, und nur ein Hauch ihres schweren Parfüms blieb zurück.

Constanze schluckte.

Er ist nicht im Internat.

Warum? Wo war Nikolai? Was machte Elena solche Angst? Ihr Sohn war gerade zwölf geworden. Ein schmales ernstes Kind, in dessen großen Augen dieselbe Tiefe lag wie in denen seiner Mutter.

Was war passiert?

Auf dem grauen Stein zwischen den Säulen der Arkaden landete eine Möwe. Sah Constanze durch das Fenster hindurch aus ihren goldenen Augen an. Sah sie sie an? Oder bildete sie es sich nur ein?

Der Mann zwei Tische weiter, ein unscheinbarer älterer Herr mit Bart und Brille, schlug seine Zeitung zusammen und winkte nach der Bedienung. Constanze spürte noch immer die Kälte zwischen ihren Schulterblättern.

»Du hast ihm das Gut gezeigt.«

Vivian sah auf vom Bildschirm ihres Laptops.

Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, worum es ging. Langsam drehte sie sich um.

Sven stand in der Tür. Noch in Reithose, Stiefeln und Pullover. Das Gesicht gerötet von der Kälte.

Sein Blick –

Sie wusste nicht recht, was darin lag.

Anklage und –

Angst?

»Du hast ihm das Gut gezeigt«, wiederholte er.

Seine Hände ballten sich an seinen Seiten zu Fäusten.

Ihm – Stahl.

»Ja, ich habe ihn herumgeführt. Wir waren auch in der Halle, während du geritten bist«, antwortete sie betont ruhig.

»Christina hat es mir erzählt.«

Christina. Natürlich. Sie hätte es sich denken können.

Vivian stand auf. Ging auf ihn zu.

»Warum bist du so wütend?«, fragte sie und dachte gleichzeitig, bin nicht ich diejenige, die wütend sein müsste? Aber wie so vieles blieb auch das unausgesprochen. Sie stand jetzt vor ihm, nahm die Kälte wahr, die aus seiner Kleidung strömte. Den Geruch nach Pferd und Leder.

Er sah sie an, flüchtig, dann wich er ihrem Blick aus. Sah über sie hinweg. Warum vermied er es, ihr in die Augen zu sehen?

»Stahl wollte sich nur das Gut ansehen, Sven. Und ich wollte ihn dabei nicht allein lassen.«

Er reagierte nicht.

Sie berührte seinen Arm. »Sven, wir müssen reden. Es kann so nicht weitergehen. Egal, wie.«

Sein Kehlkopf tanzte, als er schluckte. Schwer schluckte.

»Ich weiß«, sagte er dann, und seine Stimme klang gepresst, »aber ... nicht jetzt.«

»Sven ...«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich muss wieder raus.«

Die Tür schlug zu.

Vivian starrte auf das alte Holz, das wellenförmige Muster der Maserung. Sie konnte nicht darauf warten, dass Sven handelte. Etwas änderte. Sie musste selbst etwas unternehmen. Unter keinen Umständen durfte sie schweigend weiter dulden, was passierte. Die Augen verschließen. Nicht jetzt, wo sie das ganze Ausmaß kannte.

»Du musst die Frau töten.« Der Mann ihm gegenüber zündete sich eine Zigarette an. Inhalierte den Rauch lang und tief und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Sie weiß zu viel.«

Während er sprach, ließ Konstantin Iwanowitsch Petrow den Rauch entweichen. Er umwaberte ihn, bis ein Luftzug ihn fortriss und in die Tiefe der Lobby des Moskauer Hotel Me-

tropol trug. Vorbei an Säulen aus weißem Marmor und durch das glitzernde Kristall des riesigen Kronleuchters in der Mitte der überdimensionierten Halle. Hinauf ins Licht.

Alexei Malenko verzog keine Miene. Nur wer genauer hinsah, konnte ein flüchtiges Zucken des rechten Augenlids erkennen, oder war es doch nur ein Schatten, der sein Gesicht streifte? Falls Petrow dieses Zucken wahrnahm, ließ er es sich nicht anmerken.

Es war ein Spiel. Ein gefährliches, tödliches Spiel.

Alexei Malenko war sich dessen durchaus bewusst. Aber er spielte dieses Spiel schon so lange, dass es Teil seiner Selbst, seines Ichs geworden war. Wenn er nur lang genug überlebte – Jeder, der sie sah, würde sie für Geschäftspartner halten. Männer, die sich über Börsenwerte und Global Business austauschten. Männer, die Geld bewegten und über Firmenschicksale bestimmten.

Bisweilen taten sie das auch, an diesem Ort, im Herzen der Stadt, der schon immer die Crème de la Crème nicht nur der Moskauer Gesellschaft angezogen hatte. Tolstoi und Rachmaninoff waren hier schon Gast gewesen, Bernard Shaw und Bertolt Brecht. Und auch heute noch war das Metropol Treffpunkt für Größen aus aller Welt – ob aus dem Showbiz oder der Politik. Petrow liebte es, sich in ihrem Glanz zu sonnen, wenn sie an ihm vorbeidefilieren, Teil der Elite zu sein und gleichzeitig wie eine Spinne im Dunkeln die Fäden zu ziehen. Subtil und auf seine Weise die Politik im nahe gelegenen Kreml mitzubestimmen.

Auch jetzt bewegten sich mit Brillanten geschmückte Menschen in Pelzen und teuren Designeranzügen über den glänzend weißen und schwarzen Marmor von strenger Kälte. Alexei hatte kein Auge für sie.

Du musst die Frau töten.

Was wollte Konstantin damit erreichen?

»Was ist mit ihrem Mann?«, wollte Alexei wissen. Seine Stimme klang kühl und unbeteiligt.

Der Mann ihm gegenüber lächelte maliziös. Sein Gesicht war gezeichnet von Genusssucht und ausschweifendem Lebenswandel. Er war übergewichtig und kurzatmig, sein Kopf kahl. Und er wurde alt. Das wurde Alexei plötzlich bewusst.

»Ihr Mann wird nicht fragen. Im Gegenteil. Er wird bestätigen, dass sie fort ist. Ihn verlassen hat. Die Ehe hat doch von Anfang an nicht funktioniert.« Er lehnte sich ein wenig vor, senkte die Stimme. »Lass die Leiche verschwinden. Täglich verschwinden Menschen auf dieser Welt. Und niemand interessiert sich lange dafür, wo sie geblieben sind.«

Alexei nickte langsam.

Konstantin wusste bereits mehr, als ihm lieb war. Es war müßig zu fragen, woher und warum. Wenn Konstantin Iwanowitsch Petrow etwas wissen wollte, erfuhr er es.

Er musste auf der Hut sein. »Was mache ich mit dem Jungen?«

Petrow zuckte seine massigen Schultern. »Was du willst. Töte ihn, verkaufe ihn – es interessiert mich nicht. Wenn du Geld brauchst, schaff ihn nach München. Dort gibt es gerade einen guten Markt für die zarten Blonden.« Wieder nahm er einen langen Zug von der Zigarette.

Alexei betrachtete Petrows selbstzufriedenes, teigiges Gesicht. Die wurstigen Finger waren gespickt mit zu großen Ringen. Konstantin war ein Prolet. Daran änderten auch seine teuren italienischen Anzüge nichts. Sein ganzes Auftreten war das eines jener Neureichen, die zeigen wollen, was sie haben, was sie sind. Dieses Bedürfnis der Selbstdarstellung würde ihn irgendwann zu Fall bringen.

Alexei ließ seinen Blick durch die weitläufige Lobby gleiten und zählte die unauffällig plazierten Bodyguards.

Konstantin Iwanowitsch Petrow war einer der bedeutendsten Männer in Russlands Unterwelt. Aber er hielt sich nicht im Verborgenen wie seine großen Vorgänger. Noch lebte er im selbstgewählten britischen Exil wie so manch anderer. Petrow

residierte mitten im Schoß der Elite. Er köderte sie und spielte mit ihnen. Sie rissen sich um Einladungen in sein Haus in der Rubljowka, Moskaus Millionärsviertel, wo nur die Reichsten der Reichen lebten. Politiker hofierten ihn. Sein illegal erworbenes Kapital investierte er weltweit in legale Unternehmen mit nur einem Ziel: seine Macht zu vergrößern. Menschen zu beherrschen. Leben und sterben zu lassen nach seinem Gusto. Sie alle waren nicht mehr als Marionetten für ihn.

Auch Alexei hatte dieses Leben voller Macht und Reichtum genossen. Bis zu Olgows Tod.

Wladimir Olgow.

Er wusste jetzt, warum Olgow durch seine Hand hatte sterben müssen. Und warum Konstantin ausgerechnet ihn ausgewählt hatte, um seinen engsten Freund zu töten. Alexei war plötzlich kalt. Ein erstes Anzeichen dafür, dass die aufputschende Wirkung des Kokains nachließ. Er brauchte Nachschub oder Schlaf. Er hatte seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen –

»Was ist mit dir?«, fragte Petrow und drückte seine Zigarette aus. »Du bist einsilbig heute. Soll ich dir ein paar von meinen Mädchen aufs Zimmer schicken?«

Alexei schüttelte den Kopf. Das Letzte, was er jetzt brauchte, waren Konstantins High-Society-Girlies. Je jünger, desto besser. Er hielt sie sich wie Haustiere. Töchter einflussreicher, alter Familien. Nur solche. Er musste über seinem Stand vögeln. Alles andere erregte ihn nicht.

»Ich bin müde. Ich muss mal wieder eine Nacht durchschlafen.«

»Wann fliegst du zurück nach Deutschland?«

»Morgen Mittag.«

»Dann können wir noch zusammen frühstücken.«

»Selbstverständlich.«

»Ich möchte, dass du deinen Auftrag sofort erledigst. Und denk dran, sie darf unter keinen Umständen gefunden werden. Nicht wie Olgow. Die Bullen schnüffeln schon genug rum.«

Konstantin musste sich längst nicht mehr selbst die Hände schmutzig machen, aber es gab immer noch Angelegenheiten, um die er sich ganz persönlich kümmerte, wenn er der Meinung war, dass sie seiner Aufmerksamkeit bedurften, um zum Erfolg zu führen. Alexei bewunderte ihn für diesen Überblick, diesen Sinn fürs Detail an der richtigen Stelle und zum richtigen Zeitpunkt. Es gab andere Dinge, für die er ihn im gleichen Maß verabscheute.

Alexeis Suite im zweiten Stock war geräumig. Große helle Räume mit Fenstern, die bis zum Boden reichten, schweren Vorhängen und orientalischen Teppichen. Der Charme eines anderen Jahrhunderts wohnte in den Zimmern des Metropol, fast ein wenig zu opulent für einen, der mehr Zeit im Westen als im Osten verbrachte. Aber seine Landsleute liebten das nun einmal, und letztlich bot das Haus neben all seiner Tradition, seinen Gemälden und Antiquitäten den Luxus eines modernen Hotels der Spitzenklasse. Und er selbst war dem Metropol auf seine eigene, ganz persönliche Weise verbunden. Längst war Moskau, dieser pulsierende Moloch, das, was er in seltenen Anfällen von russischer Schwermut als Heimat bezeichnete, und wenn er an Moskau dachte, dachte er an das Metropol. Über seine tatsächliche Herkunft wusste er nur so viel, dass seine Wurzeln in der Ukraine lagen, irgendwo dort, wo seit so vielen Jahren nun schon die Menschen an Krankheit und Verzweiflung starben. Wo Stille eingezogen war und Armut noch immer das Leben beherrschte.

Er zog sein Sakko aus, warf es achtlos über einen der zierlichen Biedermeierstühle. Seine Krawatte flog hinterher. Er knöpfte sich die beiden oberen Knöpfe seines Hemds auf, streifte die Schuhe von den Füßen und ließ sich auf das große Bett fallen. Innerhalb weniger Sekunden war er eingeschlafen.

Erst am nächsten Morgen, ausgeschlafen und in einem Moment der Klarheit, frei von Alkohol und Drogen, als er hinaus trat aus dem Hotel und einen letzten Blick auf die im Licht des späten Morgens fast weiß leuchtende Jugendstilfassade mit ihren Balkonen, Spieren und geschwungenen Fenstern warf, fragte er sich, ob er das alte Gebäude je wiedersehen würde. Ob er die nächsten Monate überleben würde. Und wenn, wie.

Um diese Jahreszeit war Schilksee so leer und verlassen, wie ein Küstenort im tiefsten Winter es nur sein konnte. Keine Touristen und die Einheimischen, der Kälte und des Windes müde, verborgen hinter dichtverschlossenen Fenstern. Restaurants und Fischbuden verwaist und geschlossen. Kein Mastenwald sang im Hafenbecken. Nur die kleinen blauweißen Fischkutter lagen an ihren Stegen. Die Netze vereist.

Es war kurz vor halb fünf Uhr nachmittags, und die frühe Dämmerung verlor sich allmählich in tiefem Blau. Andrea ließ den Taxifahrer wenden und anhalten.

»Soll ich warten?«, fragte er sie. Ihre Blicke begegneten sich im Rückspiegel.

»Nein, danke. Ich weiß nicht, wie lange es dauert«, erwiderte sie und reichte einen Schein nach vorne.

Während er das Wechselgeld raussuchte, zog sie den Reißverschluss ihres Anoraks hoch. Kurz darauf sah sie den sich entfernenden Rücklichtern nach. Atmete Stille und Salzluft. Eine Windbö fegte an ihr vorbei, um sie herum, rüttelte an den Ästen der Bäume am Straßenrand. Sie wandte sich um und ging auf das Haus zu. Es war ein Mehrfamilienhaus mit großen Balkonen zum Wasser und den Hafenanlagen hin. Immergrün zierte die Straßenfront. Aus einigen der Fenster strömte warmes gelbes Licht.

Heitmanns Namen stand ganz oben auf der Klingelleiste. Andrea zog den Schlüsselbund aus ihrer Tasche. Nach dem dritten Versuch hatte sie den passenden Schlüssel gefunden. Sie schwitzte plötzlich trotz der Kälte.

Das Treppenhaus war in jenem nichtssagenden Stil der siebziger Jahre gehalten, die Stufen aus marmoriertem Stein, die Türen aus schwerem Mahagoni. Topfpflanzen standen auf den Treppenabsätzen, dort, wo tagsüber Licht durch einen hohen Schacht fiel, der vom vierten Stock bis in den Keller reichte.

Sie begegnete niemandem auf dem Weg nach oben. Dennoch fühlte sie sich beobachtet. So, als ob Heitmanns Nachbarn hinter den Türen lauerten und ihren Weg durch die Spione verfolgten. Jeder einzelne. In jedem Stockwerk aufs Neue.

Im Obergeschoss ersetzte dunkles Holz den polierten Stein. Hier gab es nur eine Tür. Ohne Namen. Andrea schob den Schlüssel ins Schloss.

Die Tür öffnete sich lautlos in einen geräumigen Flur. In dem Licht, das aus dem Treppenhaus hereinfiel, sah sie getäfelte Wände, verziert mit Bildern von Schiffen und maritimen Utensilien. Messingbeschlagen oder aus Tau.

Sie machte die Haustür leise zu und wartete einen Moment, bis sich ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten. Rechterhand lag ein Gäste-WC, daneben die Küche, funktionell und sparsam eingerichtet, wie Andrea mit einem flüchtigen Blick feststellte. Auf der anderen Seite Schlafzimmer und Bad. Gegenüber der Eingangstür das Wohnzimmer.

Einen Moment stand sie in der Wohnzimmertür, starrte auf die großen Panoramafenster, die das letzte Licht einfingen, das wie ein verwünschenes Leuchten aus dem Meer aufstieg. Unschlüssig verharrten ihre Finger auf dem Lichtschalter neben der Tür. Nach kurzem Überlegen drückte sie ihn schließlich.

Heitmann hatte seine Leidenschaft mit Konsequenz gelebt. Sie stand auf der Schwelle zu einer weitläufigen Kapitänskajüte. Dunkle Ledermöbel im englischen Stil. Bücher hinter Glas.

Ein historischer Globus. Links vor dem großen Fenster ein Schreibtisch. Das rotgoldene Holz auf Hochglanz poliert. Mit langen Schritten durchquerte sie den Raum, ging über einen dicken weichen Teppich, der jeden Laut verschluckte. Heitmanns Schreibtisch spiegelte seinen Hang zur Pedanterie wider. Es lag kaum etwas herum. Stifte und Brieföffner hatten ihren Platz. Neben der Tastatur seines Computers lag ein kleiner ordentlicher Stapel mit ungeöffneter Post. Den Tower fand sie versteckt hinter einer Schreibtischtür. Sie drückte die Starttaste. Während sie darauf wartete, dass der Rechner hochfuhr, sah sie die Post durch.

Kontoauszüge, Werbung und ein Brief der Uni-Klinik mit dem Vermerk »persönlich«. Sie wog ihn einen Moment in ihrer Hand, dann öffnete sie ihn. Es war ein Schreiben des Personalchefs.

Andrea starrte auf die Zeilen.

»... möchten wir Sie bitten, ihren Entschluss noch einmal zu überdenken, und würden uns freuen, wenn Sie uns in einem persönlichen Gespräch Gelegenheit geben würden ...«

Heitmann hatte gekündigt.

Sie ließ den Brief sinken und sah auf das jetzt aktive Display des Computers, auf dem ein Großsegler vor einem leuchtend blauen Himmel durch schaumgekrönte Wellen pflügte.

Heitmann hatte gekündigt. Warum?

Sie griff nach der Maus.

Sie bemerkte nicht, wie es draußen dunkler wurde und auf der anderen Seite der Bucht immer mehr Lichter aufflammten. Wie sich der Himmel zuzog, und erste Schneeflocken leise und unbemerkt gegen die Fenster wehten. Sie vergaß, dass sie Hunger hatte, müde war –

Heitmann war nicht an einem Herzinfarkt gestorben.

Mit Sicherheit nicht.

Heitmann war ermordet worden.

Getötet, weil er –

O Gott.

Sie starrte auf die Fotografien der Krankenakten, die Heitmann auf seinem Computer abgespeichert hatte. Akribisch, wie er war, waren sie nach Datum und Station sortiert. Andrea brauchte nicht lange zu suchen, um die des Jungen zu finden, der zwei Tage zuvor gestorben war. Heitmann hatte vor der Manipulation Zugriff darauf gehabt.

Andrea genügte ein Blick, um aus ihrem Verdacht Gewissheit werden zu lassen. Auch der kleine Boris war keines natürlichen Todes gestorben.

Mit zitternden Fingern zog sie die Schubladen auf. Schließlich fand sie, was sie suchte. Einen USB-Stick. Hastig lud sie die Daten herunter. Sie war fast fertig, als ihr Handy klingelte – so laut in der stillen Wohnung, dass sie vor Schreck aus dem Stuhl hochfuhr. Mit klopfendem Herzen kramte sie in ihrer Umhängetasche, fand es und drückte den Anrufer weg. Lauschte einen Moment in die zurückgekehrte Stille.

Nichts.

Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr.

Viertel nach sieben. Höchste Zeit zu gehen. Sie fuhr den Computer runter und stand auf. Den Brief aus der Personalabteilung steckte sie zusammen mit dem USB-Stick ein. Als sie die Wohnungstür öffnete, hörte sie im Treppenhaus Stimmen. Sie kamen aus dem Geschoss unter Heitmanns Wohnung.

»Gehen Sie doch erst einmal rauf und klingeln Sie«, sagte eine ältere männliche Stimme. »Ich kann Sie nicht einfach in seine Wohnung lassen. Er hat mir auch nichts davon erzählt.«

Andrea hielt den Atem an. Ihre Finger krampften sich um die Tasche in ihrer Hand.

»Wir haben unten schon geklingelt.«

Lügner.

»Dr. Heitmann hat uns ausdrücklich gebeten, dass wir uns an

Sie wenden sollen, wenn er nicht da sein sollte.« Papier raschelte. »Hier ist die Auftragsbestätigung.«

»So spät noch?« In der älteren männlichen Stimme lag ein zweifelnder Unterton.

Andrea machte einen Schritt zurück in Heitmanns Wohnung. Schob die Tür bis auf einen Spalt wieder zu. Wagte noch immer nicht, richtig zu atmen, aus Angst, etwas zu überhören.

»Wir haben einen Vierundzwanzig-Stunden-Service.«

Einen Moment war Stille.

Andrea biss sich auf die Lippe.

»Also gut, warten Sie ...«, sagte die ältere männliche Stimme zögerlich.

Verdammt. Sie saß in der Falle. Sie machte die Tür leise zu und drehte den Schlüssel im Schloss, hoffte nur, dass das metallische Klicken ein Stockwerk tiefer nicht zu hören war. Aber sie konnte nicht in der Wohnung bleiben –

Es war kalt auf dem Balkon. Eisig kalt. Der Wind hatte aufgefrischt und wehte vom Meer. Trieb den Schnee in feinen Wolken vor sich her. Im Wohnzimmer ging Licht an.

Sie kroch noch etwas tiefer hinter die Säulen-Thuja in der Ecke und hoffte, dass niemand ihre flüchtig verwischten Spuren auf der dünnen weißen Schneeschicht entdecken würde. Aber sie sahen nicht zum Fenster.

Es waren zwei Männer. Unauffällige Typen, die nicht in Erinnerung blieben. Sie trugen die Jacken eines Kundendienstes.

»PC-Doktor, 24 Stunden für Sie im Einsatz«, las Andrea, als einer der Männer ihr kurz den Rücken zuwandte. Daneben ein älterer Herr, leicht gebeugt mit einer Strickjacke, die viel zu groß zu sein schien für seinen dünnen, vertrockneten Körper.

Einer der beiden öffnete den Schreibtisch und zog den PC-Tower heraus. Doch in der Bewegung stockte er plötzlich. Seine schmale Hand blieb auf der Seite des warmgelaufenen Gerätes liegen, und er sah zu seinem Kollegen auf.